



# iBASTA YA!

## KOLUMBIENS KRIEG UND DIE HOFFNUNG DER MENSCHEN AUF EIN ENDE DER GEWALT

Eine Ausstellung von Caritas international, dem Hilfswerk des Deutschen Caritasverbandes, und der Diakonie Katastrophenhilfe, dem Hilfswerk für humanitäre Hilfe der Evangelischen Kirchen Deutschlands.



# ZWISCHEN DEN FRONTEN

## DIE VERGESSENE HUMANITÄRE KRISE IN KOLUMBIEN

Seit 50 Jahren herrscht in Kolumbien ein blutiger Bürgerkrieg. Guerilla, paramilitärische Gruppen und Armee sind darin genauso verwoben wie Drogenhändler und kriminelle Banden. Die Hauptleidenden der bewaffneten Auseinandersetzungen sind die Menschen auf dem Land. Die Zivilbevölkerung in ungeschützten Gebieten gerät immer wieder zwischen die Fronten der verschiedenen Konfliktparteien.

Mehr als 250.000 Menschenleben hat der Konflikt bisher gefordert. Mit mehr als sechs Millionen Vertriebenen im eigenen Land hat Kolumbien – nach Syrien – die weltweit höchste Zahl an Binnenflüchtlingen.

Die gewaltsamen Vertreibungen geschehen nicht massenhaft, sondern „gota a gota“, (Tropfen für Tropfen). Das Leid der Zivilbevölkerung bleibt unbemerkt, die humanitäre Krise ist in der weltweiten Öffentlichkeit weitgehend vergessen.



*»Kolumbien ist ein gespaltenes Land: auf der einen Seite beeindruckendes Wirtschaftswachstum, auf der anderen Seite bedrückende Armut. Die Bewohner der aufstrebenden Metropolen wissen häufig nicht, wie sehr das Leben der Landbevölkerung nach wie vor durch den Konflikt geprägt ist. Vertreibungen, Minenunfälle, die Rekrutierung von Jugendlichen sowie eine allgemeine Perspektivlosigkeit prägen hier den Alltag.«*

Nestor Arteaga,  
Programm-Koordinator Caritas Kolumbien

# ZEUGEN EINES SCHMUTZIGEN KRIEGES

## KONFLIKTOPFER SPRECHEN IN HAVANNA

Die Liste der von allen Konfliktparteien begangenen Menschenrechtsverbrechen ist blutig und lang: Morde, Entführungen, Folter, bis hin zum strategischen Einsatz sexueller Gewalt gegen Frauen. Zehntausende Menschen sind im Zuge des Einsatzes von Polizei und Paramilitärs gewaltsam verschwunden.

In Kubas Hauptstadt Havanna, wo die größte Rebellenorganisation FARC mit der kolumbianischen Regierung über einen Friedensvertrag verhandelt, sind erstmals in der Geschichte Opfer aller Konfliktparteien gehört worden. Eine als historisch gefeierte Vereinbarung wurde erzielt: Eine unabhängige Wahrheitskommission sowie eine Kommission zur Suche nach den sogenannten „Desaparecidos“ (Verschwundenen) soll helfen, die begangenen Menschenrechtsverbrechen aufzuklären.



*»Es ist noch nicht vorbei, es passiert jeden Tag. Innerhalb der vergangenen zwei Jahre sind 700 Menschen verschwunden. Das bedeutet, in Kolumbien verschwindet jeden Tag ein Mensch. Wenn wir verhindern wollen, dass sich diese Geschichte der Gewalt wiederholt, müssen wir dafür sorgen, dass die Wahrheit über die begangenen Verbrechen ans Licht kommt. Die Familien der Verschwundenen haben ein Recht darauf, zu erfahren, was mit ihren Angehörigen passiert ist. Nur wenn sie um sie trauern, sie beweinen und endlich begraben können, kann diese Wunde anfangen zu heilen.«*

Yanette Bautista nahm als Opfervertreterin an den Friedensverhandlungen in Havanna teil. Sie ist Vorsitzende der Stiftung „Nydia Erika Bautista“, die sich für Menschenrechte und die Rechte von Angehörigen sogenannter „Desaparecidos“ einsetzt.

»Was ich vom Friedensvertrag halte? Ich weiß nichts von einem Frieden, hier wird es nur immer schlimmer.«



»Ich lebe mit meiner Familie in einer kleinen Gemeinde am Kanal. Wir leben vom Fischfang und von Kokosnüssen, aus denen wir Öl machen. Eigentlich bewirtschaften wir auch einige Felder ein Stück weiter oben, aber der Weg dorthin ist gefährlich. Schon zwei Mal mussten wir unser Dorf verlassen, weil sich bewaffnete Gruppen direkt vor unserer Haustür Gefechte lieferten. Mit Hilfe der Caritas bin ich zurückgekehrt. Wovon hätte ich meine Familie in der Stadt ernähren sollen?

Eigentlich sind wir hier 15 Familien mit 20 Kindern. Aber nach unserer letzten Vertreibung sind nicht alle wieder mit zurückgekommen. Der Konflikt macht die Dorfgemeinschaft kaputt. Ich hoffe, dass der Frieden irgendwann tatsächlich auch hier ankommt. Meine Kinder sollen zur Schule gehen und eine Ausbildung machen können. Mein größter Wunsch ist, dass es ihnen einmal besser gehen wird als uns heute.«

*Luis Sinistera, 32 Jahre, vier Kinder*



A man with dark hair and a serious expression stands in a room. He is wearing a black polo shirt and black shorts. His right leg is in a tan cast, and his left leg shows extensive scarring. A thin black box is drawn around his face. An orange speech bubble is overlaid on his chest.

»Nach 20 Tagen bin ich  
aus dem Koma aufgewacht.  
Ich wusste, ich war am Ende  
meiner Träume angekommen.«



»Am 17. März 2011 bin ich auf eine Mine getreten. Ich war zur Beerdigung meines Onkels in mein Heimatdorf gekommen. Am Abend vorher hatte sich die Guerilla wieder Gefechte mit dem Militär geliefert. Die Stromleitung war gekappt, das Dorf saß im Dunkeln. Am Tag darauf kamen die Techniker des Energieversorgers, um die Leitungen zu flicken. Ein paar Männer aus dem Dorf sollten ihnen dabei helfen. Also ging ich mit hoch auf die Anhöhe, wo der Strommast steht. Dabei trat ich auf eine Mine.

Die Explosion spürte ich nicht. Aber ich werde nie vergessen, wie ich da lag und schrie. Es dauerte, bis man mir half, weil alle Angst vor weiteren Minen hatten. Irgendwann hat mich eine Nachbarin auf den Weg gezogen, da hatte ich bereits das Bewusstsein verloren.

Ich lag 20 Tage lang im Koma. Als ich aufwachte, stellte ich fest: Mir fehlt ein Bein, eine Hand und das zweite Bein ist zu 80% zerstört.

Die Caritas begleitet mich von diesem ersten Moment an, bis heute.«

*Libio Manuel Betancourth, 25 Jahre,  
zwei Kinder*



*»Das illegale Goldschürfen verschmutzt das Wasser. Bei Überschwemmungen vergiftet es auch unsere Ernte, und wir haben nichts zu essen.«*



»Ich habe schon mehrere Vertreibungen erlebt. Das letzte Mal sind wir vor sieben Monaten zurückgekehrt. Neben der Angst vor neuer Gewalt macht uns vor allem das illegale Goldschürfen große Sorgen. Der Fluss wird immer mehr verunreinigt, wir können hier nicht mehr fischen, sondern müssen dafür raus aufs Meer.

Letztes Jahr hatten wir es geschafft, Mais anzubauen. Wir konnten ihn nicht essen, weil kurz vorher die Flugzeuge vorbeikamen um die Kokafelder aus der Luft mit Pflanzengift zu besprühen.

Die Caritas hat uns geholfen, einen Gemeindesaal zu bauen. Hier treffen wir uns regelmäßig und sprechen über alles, was die Gemeinde betrifft. Zusammen wollen wir versuchen, die Probleme Schritt für Schritt anzugehen. Es sind viele, aber es ist ein Anfang.«

*Ana Peñol, Dorfvorsteherin, 26 Jahre,  
zwei Kinder*

